

FITZINGER

Wissenschaftlich-populäre

Naturgeschichte der Säugethiere

in ihren sämtlichen Hauptformen:

Nebst einer Einleitung

in die Naturgeschichte überhaupt

und in die

Lehre von den Thieren insbesondere.

Von

Leop. Jos. Fitzinger,

Dr. der Philos. und Med., Custos-Adjunct am k. k. zoologischen Hof-Cabinete, Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, der Akademien zu Philadelphia und Neapel, der naturforschenden Gesellschaften zu Berlin, Halle, Leipzig, Frankfurt a. M., Freiburg, Nürnberg, Breslau u. s. w.

III. Band.



Wien, 1860.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

2122

dann gefährlich werden, wenn sie sich gereizt fühlen, so treten sie doch auch nicht selten ihren Feinden muthig entgegen und greifen sogar bisweilen selbst ohne irgend eine Beleidigung erfahren zu haben an. Andere dagegen sind harmlos, furchtsam und flüchtig, und vertheidigen sich nur wenn sie die äusserste Noth dazu zwingt. Jenen, welche mit einem Horne auf der Nase versehen sind, dient dieses allein nur zur Waffe, den übrigen das Gebiss. Die Vermehrung ist bei allen nur geringe, denn stets bringen die Weibchen nur ein einziges Junges zur Welt, das lange gesäugt wird, allenthalben der Mutter nachfolgt und auch rasch heranwächst. Die Jungen werden von den Müttern mit grosser Liebe gepflegt, beschützt, bewacht und vertheidiget. Alle scheinen ein ziemlich hohes Alter erreichen zu können, ertragen die Gefangenschaft und werden, wenn sie jung aufgezogen werden, leicht und sehr bald zahm, obgleich sie in der Regel bei späterem Alter mürrisch werden. Sie kennen ihren Pfleger und viele zeigen sogar Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Manche erreichen einen so hohen Grad von Zähmheit, dass sie ihrem Herrn nachfolgen wie der Hund und sich so an das Haus, in dem sie leben, gewöhnen, dass man sie frei umhergehen lassen kann. Andere sind sogar bis zu einem gewissen Grade abrichtungsfähig und können als Zug- und Lastthiere verwendet werden. Alle werden aber den Feldern und Pflanzungen schädlich und richten oft höchst bedeutende Verwüstungen in denselben an. Fleisch und Fett werden fast von allen gegessen und eben so findet auch die Haut fast von allen eine Verwendung. Auch andere Theile des Körpers werden benützt und insbesondere das Horn, das manche auf der Nase haben, so wie die grossen Eckzähne, welche anderen eigen sind und als ein sehr geschätztes Elfenbein den Gegenstand eines ausgebreiteten Handels bilden.

1. Gattung. Nashorn (*Rhinoceros*).

Die Vorderfüsse sowohl als die Hinterfüsse sind dreizehlig. Die Haut ist beinahe völlig nackt und bildet einen in viele Felder getheilten, tief und regelmässig gefalteten Panzer. Die Schnauze ist breit und stumpf, und in einen die Unterlippe nur wenig überragenden rüsselartigen beweglichen Fortsatz verlängert. Die Ohren sind von mittlerer Grösse, schmal und spitz. Der Schwanz ist kurz und endet in eine Art von einer Quaste. Vorder- und Backenzähne sind in

beiden Kiefern vorhanden, Eckzähne fehlen. Die Backenzähne sind schmelzfaltig. Auf der Nase befindet sich ein einzeln stehendes Horn und kein zweites weiter rückwärts auf dem Nasenrücken.

Das indische Nashorn (*Rhinoceros indicus*).

(Fig. 159.)

Das indische Nashorn gehört nebst den wenigen ihm zunächst stehenden Arten derselben und zweier sehr nahe verwandten Gattungen, zu den kolossalsten Gebilden der Thierwelt und ist ausser dem Flusspferde nach dem Elephanten das grösste Landthier. Seine Gestalt, welche zwar im Allgemeinen, doch nur entfernt an die Form des Schweines erinnert, bietet aber so viele Abweichungen und Eigenthümlichkeiten dar, dass es mit keinem anderen Thiere verglichen werden kann und bei Jedermann Staunen und Bewunderung erregen muss, der Gelegenheit hat, dieses so höchst merkwürdige Geschöpf, welches nebst dem Elephanten wohl die auffallendste Körperbildung zeigt, zum ersten Male zu sehen. Der plumpe, kolossale Bau, die eigenthümliche panzerartige, und durch besondere Hautfalten in Gürtel getheilte Bedeckung seines Körpers und das mächtige Horn, welches mitten auf der Nase am oberen Schauenende sitzt, verleihen ihm ein so fremdartiges Aussehen, dass man unwillkürlich an die riesenmässigen und in vielen Beziehungen von den Thieren der lebenden Schöpfung so bedeutend abweichenden Gebilde der Vorwelt erinnert wird, von denen das Nashorn mit seinen nächst verwandten Gattungen auch eines der wenigen ist, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, obgleich mehrere Arten dieser Gattungen, welche einst eine weit grössere Verbreitung über den Erdball hatten und von denen einige sogar in unseren europäischen Wäldern heimisch waren, während der letzten grossen Katastrophe durch die Fluthen ihren Untergang gefunden, und uns nur aus den Überresten bekannt sind, welche sich in den Gesteinsschichten erhalten haben. Der mittelgrosse, sehr langgestreckte Kopf, dessen Höhe mehr als um das Doppelte von seiner Länge übertroffen wird und welcher durch sein sehr stark erhabenes Hinterhaupt einige Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Schweines erhält, ist an der Stirne, unmittelbar vor den Ohren, mit zwei höckerartigen Hervorragungen versehen, fällt von da steil gegen die Augen ab und bildet über denselben abermals zwei Höcker, so dass er

dadurch der Länge nach fast rinnenförmig ausgehöhlt erscheint, indem er in der Mitte von der Stirne bis zum Nasenrücken vertieft, zu beiden Seiten dieser Vertiefung aber wieder erhöht ist. Die Seiten des Kopfes sind stark zusammengedrückt und abgeplattet und die breite, in ihrer Mitte oberhalb des Nasenrückens eingebuchtete Schnauze ist an der Vorderseite abgerundet. Die mittelgrossen, sehr beweglichen Ohren sind verhältnissmässig lang und schmal, an der Wurzel dünn, in der Mitte am breitesten, gerade, zugespitzt und aufrechtstehend, wodurch sie einige Ähnlichkeit mit denen des Schweines erhalten. An ihrem Grunde sind sie von einem Wulste umgeben, nach oben zu verdünnt, auf der Aussen- und Innenseite nackt und nur am Rande mit borstenartigen Haaren von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge besetzt. Die unverhältnissmässig kleinen Augen, welche im obersten Drittel des Kopfes und zwischen dem Schnauzenende und den Ohren gerade in der Mitte liegen, sind wie beim Schweine von länglicher Gestalt, tiefliegend, nicht vorstehend mit einer runden Pupille versehen und werden selten ganz geöffnet. Die Nasenlöcher sind langgestreckt, mit der Mundspalte parallel laufend und stehen zu beiden Seiten über der Oberlippe. Auf der breiten Oberseite des Schnauzenendes erhebt sich über und zwischen den beiden Nasenlöchern ein einfaches gestrecktes, kegelförmig zugespitztes und etwas nach rückwärts gekrümmtes Horn, das mit seiner ovalen Basis sich aber noch weiter nach rückwärts erstreckt, so dass es ungefähr in der Mitte zwischen den Augen und dem Schnauzenende steht. Dieses Horn, welches nicht so wie bei den Wiederkäuern einen knöchernen Stirnzapfen umkleidet oder auf einem solchen aufsitzt, sondern unbeweglich durch die Haut der rauhen und unebenen Oberfläche der Nasenbeine fest verbunden ist, besteht aus zusammengeklebten hohlen Haaren oder Längsfasern, die an der Oberfläche hie und da, besonders aber an der Wurzel, bisweilen einzeln losgetrennt, von der glatten Fläche, gleich den Haaren einer Bürste hervorstehen und die Zusammensetzung des Hornes deutlich erkennen lassen. Im Zustande der Freiheit, wo das Horn keine Abnützung erleidet, erreicht es eine Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss und einen Umfang von 1 Fuss an seiner Wurzel. In der Gefangenschaft dagegen wird das Horn durch das beständige Reiben an Balken oder Wänden sehr stark abgenützt, so dass man nach seiner Länge nicht auf das Alter des Thieres schliessen kann. Man findet es daher bei den in der Gefangenschaft

gehaltenen Thieren häufig nur von sehr geringer Länge, und selbst bei alten nicht selten nur in einer Länge von 6 Zoll und an seiner Spitze bedeutend abgestumpft. Obgleich es wieder nachwächst, so erreicht es jedoch niemals eine grössere Länge und bisweilen wird es so stark abgerieben, dass es sich mit der Spitze weit nach rückwärts krümmt, und mit derselben oft ganz gegen die Stirne gerichtet ist. Ja man kennt sogar ein Beispiel, dass es bei einem alten Thiere bis auf 1 Zoll Höhe abgerieben wurde, so dass nichts davon als seine Wurzel mehr zu sehen war. Die breite flache Oberlippe, welche ziemlich weit die Unterlippe überragt, ist in ihrer Mitte in einen zugespitzten, fast fingerähnlichen Lappen verlängert, der willkürlich von dem Thiere bis auf eine Länge von 6 Zoll ausgestreckt und wieder so stark eingezogen werden kann, dass er gar nicht zu bemerken ist. Dieser Lappen, welcher entfernt, doch nur in Bezug auf seine Verrichtungen, an den Rüssel des Tapirs und des Elephanten erinnert, dient dem Thiere zum Festhalten der Gegenstände, zum Pflücken von Blättern und Zweigen und zum Zusammenlesen des Grases von dem Boden. Die Unterlippe, welche weit kürzer als die Oberlippe ist, ist vorne abgestutzt und ähnlich wie beim Rinde gebildet. Die kurze, breite flache Zunge ist dick, gegen die Ränder zu verdünnt, und auf der Oberfläche weich und glatt, wie die Zunge eines Kalbes. Die Zähne werden von den Lippen überdeckt, doch sind nur Vorder- und Backenzähne vorhanden, während die Eckzähne gänzlich fehlen, und im Ganzen finden sich 36 Zähne in den Kiefern. Vorderzähne sind in beiden Kiefern vier vorhanden, doch bleiben die beiden mittleren des Unterkiefers durch das ganze Leben hindurch im Zahnfleische verborgen und sind daher äusserlich nicht sichtbar. Im Oberkiefer sind die beiden mittleren grösser als die beiden seitlichen, welche zuweilen sogar aus den Kiefern ausfallen und zeigen eine stark zusammengedrückte Gestalt. Im Unterkiefer sind die beiden äusseren Vorderzähne grösser und mehr von kegelförmiger Form. Doch werden in beiden Kiefern die grösseren Vorderzähne durch gegenseitiges Aneinanderreiben stark an ihren Enden abgenützt und stumpf. Von Backenzähnen befinden sich in beiden Kiefern jederseits sieben, im Ganzen also 28, welche mit wahren Wurzeln und höckerigen Kronen versehen und von schmelzfaltiger Beschaffenheit sind. In Folge der Abnützung verschwinden allmählich die vorspringenden Leisten, welche ursprünglich auf der Kaufläche

vorhanden sind und es treten verschieden gestaltete Schmelzschlingen und Ringe hervor, welche je nach dem Grade der Abnützung in ihrer Gestalt sehr veränderlich sind. Im Oberkiefer sind der erste und letzte Backenzahn von dreiseitiger, die fünf mittleren von vierseitiger Gestalt und zeigen auf ihrer Kaufläche im ursprünglichen, noch unabgenützten Zustande drei neben einander gestellte schmale, schneidende und mit Schmelz überzogene Leisten. Die erste derselben wird nur durch eine Verlängerung der äusseren Zahnseite gebildet und ist daher eben so lang als diese. An sie schliesst sich vorne eine andere Leiste an, welche auf der vorderen Zahnseite aufsitzt, aber sich etwas weiter als dieselbe nach hinten wendet. Die dritte Leiste entspringt am hinteren Drittel der ersten, läuft anfangs nach innen und spaltet sich, indem einer ihrer Äste gegen den vorderen äusseren Winkel, der andere schief gegen den hinteren inneren Winkel sich zieht. Auf der hinteren Zahnseite steht noch eine kleinere ausgeschnittene Leiste. Sämmtliche Leisten sind durch eine tiefe Ausfurchung von einander getrennt, stehen mit ihren oberen Enden ziemlich weit von einander ab und sind an ihrem Grunde mit einander vereinigt. Wenn die Abnützung die anfangs schneidenden Leisten ergreift, so werden sie stumpf und es zeigt sich dann die blos nach aussen hin von Schmelz umgebene Knochensubstanz. Im weiteren Verlaufe der Abnützung stösst der vordere Ast der dritten Leiste mit dem Winkel zusammen, den die beiden ersten Leisten bilden und schliesst ein rundes Loch ein. Etwas später vereinigt sich der hintere Ast der dritten Leiste mit dem hinteren Zahnrande und es entsteht aus dem blossen Einschnitte, der früher hier vorhanden war, ein ringsum geschlossenes Loch. Ist die Abnützung endlich bis zum Grunde der Leisten vorgeschritten, so verschwinden die Aushöhlungen und es zeigt sich dann eine ebene, aus Knochensubstanz bestehende Kaufläche, die ringsum von Schmelz eingefasst erscheint. Im Unterkiefer nehmen die Backenzähne von vorne nach rückwärts an Grösse allmählich zu und bieten auf ihrer Kaufläche nur zwei hohe gebogene Leisten dar, welche nicht neben, sondern hinter einander gestellt sind. Die erste dieser Leisten bildet einen grösseren, die zweite einen kleineren Halbkreis, dessen Wölbung nach aussen und dessen Höhlung nach innen zu gerichtet ist. Der grössere Halbkreis beträgt mehr, der kleinere weniger als die Hälfte des Durchchnittes eines Cylinders. Die Abnützung muss sehr

beträchtlich werden, bevor die Leisten zusammenstossen und durch ihr allmähliches Verschwinden eine ebene Kaufläche bilden. Der Hals ist kurz und dick, der Leib plump dick, stark gestreckt und walzig, ziemlich nieder gestellt und am Widerrist von gleicher Höhe wie am Kreuze. Der Rücken ist längs des ganzen Rückgrates ziemlich schneidend, über den Schultern und dem Kreuze schwach erhaben und in der Mitte etwas eingesenkt. Die Seiten sind stark gewölbt und der Bauch ist in der Mitte des Leibes auch ziemlich stark herabhängend, wodurch der ganze Körper eine fast tonnenförmige Gestalt erhält. Die kurzen dicken, fast walzenartigen unförmlichen Beine, welche bei Weitem kürzer als beim Elephanten sind, zeigen nur wenig deutliche Gelenke und sind an der Handbeuge der Vorderbeine einander stark genähert, daher das Thier, wenn es ruhig steht, mit denselben, so wie auch bisweilen mit den Zehen, ähnlich wie die Dachshunde, zusammenstösst. An den Füssen sind nur drei Zehen vorhanden, die sehr kurz und von einer schwieligen Haut umhüllt sind, so dass sie äusserlich nur durch die Hufe, mit welchen sie versehen sind, unterschieden werden können. Die unvollkommenen Hufe, welche jedoch viel deutlicher von der Haut geschieden und auch verhältnissmässig grösser sind als beim Elephanten, umhüllen die Zehenspitze zwar ganz, lassen aber einen grossen Theil der Trittsfläche des Fusses frei. Sie sind gross, vorne flach gewölbt und unten scharf abgeschnitten. Hinter den Hufen bildet die Trittsfläche eine grosse kahle und schwielige Sohle, welche lang gestreckt, fast von herzförmiger Gestalt, sehr hart, in ihrem Inneren aber weich ausgepolstert ist. Der ziemlich kurze, gerade herabhängende Schwanz, welcher nur wenig länger als der Schenkel ist, ist dünn, an der Wurzel dicker, bis zu seiner Mitte rund und kantig, fast wie eine Schnur aus 8—10 Knoten gebildet und an seinem Ende zusammengedrückt. Er ist vollkommen nackt, mit Ausnahme der Ränder seines zusammengedrückten Endes, welche zu beiden Seiten mit spärlich vertheilten, ziemlich kurzen, aber starken, dicken und abgeplatteten Borstenhaaren fast fächerartig besetzt sind, und die bei alten Thieren einem Drathe gleichen und bisweilen sogar die Länge von 1 Fuss erreichen. Gewöhnlich reichen diese Borsten auf der einen Seite weiter als auf der andern hinauf. Bei Thieren, welche in engen Räumen in der Gefangenschaft gehalten werden, reibt sich der Schwanz fast immer so stark ab, dass man seine ursprüngliche Beschaffenheit nicht

mehr erkennen kann. Von Zitzen ist nur ein einziges Paar vorhanden, welches zwischen den Hinterbeinen in den Weichen liegt. Der Magen ist gross, einfach und länglich, und zeigt blos eine einzige Einschnürung. Die Haut ist ungewöhnlich stark, von ausserordentlicher Dicke, viel härter und trockener als beim Elephanten und auf einer ziemlich dicken Schichte lockeren Zellgewebes aufliegend, so dass sie leicht hin und her geschoben werden kann. Ungeachtet dieser Dicke zeigt sie aber doch allenthalben Empfindlichkeit, daher auch das Thier die leisesten äusseren Eindrücke verspürt und sogar gegen Mückenstiche nicht unempfindlich ist. Der grösste Theil ihrer Oberfläche ist von einem in viele kleine Felder getheilten hornartigen Panzer umkleidet, der von mehreren regelmässig vertheilten tiefen Falten durchzogen wird, die den Körper in verschiedene Gürtel trennen und schon beim neugeborenen Thiere vorhanden und deutlich zu erkennen sind. Am Bauche und zwischen den grossen Falten, welche dem Thiere allein nur die Wendung und Biegung seines Körpers gestatten, ist die Haut viel dünner und weicher als an den übrigen Theilen des Körpers und die Falten sind so tief, dass sie sich wie $\frac{1}{2}$ Zoll dickes Brett anfühlen. Fast die ganze Oberfläche der Haut ist bei älteren Thieren nackt und völlig haarlos, denn nur an der Wurzel des Hornes, am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes, befinden sich einige Borstenhaare spärlich vertheilt. Unmittelbar hinter dem Kopfe zieht sich eine starke und weiche Falte senkrecht am Halse herab, welche unten in der Gestalt eines winkligen Lappens, einige Zoll weit zwischen der Brust und der Kehle herabhängt und dadurch eine Art von Wamme bildet. Hinter derselben und in sehr geringer Entfernung von ihr, zeigt sich ein ähnlicher aber kürzerer Lappen, der durch eine Falte gebildet wird, die aufwärts und zugleich auch schief nach rückwärts gegen den Widerrist aufsteigt, ohne jedoch denselben zu erreichen. Diese Falte ist anfangs sehr tief, wird aber in ihrem ferneren Verlaufe nach aufwärts allmählich seichter, bis sie endlich gegen den Widerrist hin sich gänzlich verflacht und verschwindet. Etwas unter ihrer Mitte theilt sie sich und sendet eine Falte ab, die sich schief vorwärts am Halse hinaufzieht. Wenn das Thier, wie diess fast gewöhnlich der Fall ist, den Kopf gesenkt trägt, so läuft weder diese schiefe, noch die vor ihr befindliche senkrechte und die Wamme bildende Falte des Halses über dem Nacken zusammen und nur wenn es den Kopf

nach aufwärts wendet, schieben sich diese Falten so zusammen, dass sie auch über den Nacken hinwegziehen. Unmittelbar hinter dem Widerrist durchschneidet eine andere tiefe Falte den Rücken und läuft beiderseits in einer schwach bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter herab. Unten, wo sie eine beträchtliche Tiefe erreicht, zieht sie sich quer über das Vorderbein und zwar unmittelbar bei seiner Einlenkung in den Rumpf hinweg und schlägt sich vorne mit einer tiefen Auskehlung um dasselbe herum. Eine andere Falte zieht sich vom Kreuze herab, ohne dass sie jedoch auch immer den Rücken durchfurcht. Bisweilen ist sie auf dem Kreuze nur schwach angedeutet und fast ganz verwischt, wird aber, indem sie von hier schief nach vorwärts gerichtet, an dem Schenkel herabsteigt, immer tiefer, bis sie die Weichen erreicht, wo sie sich umwendet, etwas nach vorne läuft und dann bald verschwindet. Ehe sich diese Falte noch nach vorne wendet, sendet sie eine andere Falte ab, die anfangs am vorderen Rande des Hinterbeines herabläuft, sodann sich wagrecht über das Schienbein zieht und in beträchtlicher Stärke bis zum After hinaufsteigt, von wo ein starker Wulst sich wagrecht über die Schenkel bis ungefähr zur Mitte der Kreuzfalte erstreckt. Durch die beiden vom Rücken nach abwärts laufenden Falten wird der Leib in drei breite Gürtel geschieden, von denen der erste zwischen dem Halse und den Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden liegt, und der dritte, welcher zugleich auch am härtesten ist, den ganzen Hintertheil umgibt. Diese gürtelartige Abgrenzung der einzelnen Theile des Rumpfes verleihen der Bedeckung ein eigenthümliches panzerartiges Aussehen. Auf der ganzen Oberfläche des Rumpfes, so wie auch auf der Aussenseite der Beine ist die Haut allenthalben mit unregelmässigen rundlichen oder mehr oder weniger eckigen, platten hornartigen Warzenschildchen oder Hervorragungen besetzt, welche von der Grösse eines Thalers bis zum Umfange eines Silberkreuzers erscheinen. Die grössten dieser Schildchen, doch mit kleineren untermengt, finden sich am hinteren Gürtel; kleiner sind sie am Schultergürtel und auf der Aussenseite der Beine, und am kleinsten auf den Seiten des Leibes, wo man auch schwache Spuren von der Hervorragung der Rippen sieht. Am meisten ausgebildet sind sie am Hüftengürtel, wo sie in der Form von ziemlich stark erhöhten und abgestutzt kegelförmigen, hornigen Hervorragungen erscheinen, die in der Mitte ihrer abgestutzten oberen Fläche eine

schwache Vertiefung oder Aushöhlung zeigen. Die Kehle, der Bauch und die Innenseite der Beine sind zwar nicht mit hornigen Warzenschildchen besetzt, aber durch viele sich mannigfaltig durchkreuzende Furchen in kleine Felder getheilt. Nur die Innenseite der Falten ist glatt. Am Kopfe läuft vor den beiden Höckern, die sich auf der Stirne unmittelbar vor den Ohren befinden, jederseits ein Wulst am hinteren Rande des aufsteigenden Astes des Unterkiefers herab. Die Haut, welche den Unterkiefer umkleidet, ist gleichfalls mit kleinen platten Warzenschildchen besetzt. Um die Schnauze ziehen sich mehrere Querrunzeln und einige laufen auch um das Auge herum. Bei jungen Thieren, bis ungefähr zum siebenten Jahre, stehen auch einzelne borstenartige, dicke harte und gekrauste Haare hie und da am Leibe, die fast ein wolliges Ansehen haben. Auch findet man bei ihnen auf den Warzenschildchen an manchen Theilen des Körpers und namentlich am Kopfe, an der Aussenseite der Beine und vorzüglich an den Gelenken Rauigkeiten, die aus dicht gestellten Wärcchen bestehen und gleich hornartigen Fäden hervorragen, wodurch das Thier an diesen Stellen gleichsam wie mit einer Räude überzogen zu sein scheint. Die Farbe ist bei alten Thieren ziemlich einformig dunkel graubraun; nur das Innere der Falten, so wie der Vorder- und Hintertheil des Bauches sind blass röthlich oder in's Bräunlich-Fleischfarbene ziehend. Durch Staub wird die Färbung aber dunkler und vorzüglich durch Einreibung mit Öl, wo sie beinahe schwarzbraun erscheint. Junge Thiere unterscheiden sich in Ansehung der Färbung von den alten nur durch die weit hellere und blässere Farbe. Bei ziemlich erwachsenen Thieren beträgt die Länge des Körpers 10 Fuss, die Länge des Schwanzes 2 Fuss, die Höhe am Widerrist und am Kreuze 3 Fuss, der grösste Umfang $10\frac{1}{2}$ Fuss. Diess ist jedoch keineswegs die vollständige Grösse, welche es erreicht, da es bisweilen in einer Länge von 12—13 Fuss und einer Höhe von 6—7 Fuss getroffen wird. Sein Gewicht schätzt man dann auf 50 Centner und darüber.

Die Heimath des indischen Nashorns ist auf Vorder- und Hinter-Indien und den angrenzenden Theil von China beschränkt. Es findet sich sowohl in Bengalen und Nepal, wie auch in Siam, Cochinchina und der Provinz Suchuen im südlichen Theile von China. Nordwärts reicht es über Indien nicht hinaus, daher es auch in Afghanistan völlig fehlt, und eben so wenig ist es auf den Inseln des indischen

Archipels zu treffen, wo es namentlich auf Java und Sumatra durch andere Arten derselben und einer sehr nahe verwandten Gattung vertreten wird. In Bengalen und Nepal ist es in ziemlicher Menge vorhanden, am häufigsten aber in den Ländern jenseits des Ganges und namentlich in Siam, Cochinchina und dem Süden von China. Es hält sich nur in sumpfigen oder von Flüssen und Bächen durchzogenen schattigen Wäldern auf, und findet sich daher sowohl in den waldigen Ebenen des Landes, als auch auf den in den Niederungen gelegenen, mit dichten Wäldern besetzten Hügeln. Hier lebt es meist einzeln oder paarweise, und nur zuweilen zu kleineren Truppen vereinigt. Seine Lebensweise ist die eines vollkommenen Tagthieres, da es die Nacht schlafend im Dickicht des Waldes zubringt und blos bei Tage seiner Nahrung nachgeht, die ausschliesslich in Vegetabilien besteht. Theils sind es Kräuter, Gräser, Körner und zartere Baumzweige, die ihm zur Nahrung dienen, theils hartes dorniges Gesträuch, und vorzüglich scheint es Reiss, verschiedene Distel- und Ginsterarten zu lieben. Gras und Kräuter pflückt es während des Gehens vom Boden mit der Oberlippe ab, indem es das rüsselartige Ende derselben, welches es bis auf 6 Zoll verlängern kann, ausstreckt und zuspitzt; die Pflanzen damit erfasst, abreisst und mit Hilfe der Zunge in den Mund schiebt. Auf dieselbe Weise erfasst es auch die niederen Zweige an den Bäumen, und bricht sie mit der Oberlippe ab. Es frisst sehr viel und verdaut mit grosser Schnelligkeit, daher es auch fast immer zum Fressen bereit ist. Auch Wasser trinkt es viel und nimmt es schlürfend zu sich. Zur Regenzeit verlässt es gerne die Wälder und besucht die cultivirten Gegenden des Landes, wo es in die Reissfelder einfällt und sich an den reifen Körnern satt frisst. Es ist ein überaus träges Thier, das oft studenlang auf derselben Stelle ruhig stehen bleibt und überhaupt nur wenig, und selten bis auf grössere Entfernungen von seinem gewöhnlichen Aufenthalte herumstreift. Um zu ruhen, legt es sich häufig auf den Boden, wo es wie das Rind mit eingeschlagenen Beinen auf dem Bauche, bisweilen aber auch auf der Seite liegt, und dieselbe Stellung nimmt es auch beim Schlafen ein. Nicht selten schläft es auch bei Tage, doch ist sein Schlaf zu jener Zeit nur leise, während es bei Nacht in tiefen Schlaf verfällt. Sein Gang ist langsamer als der des Elephanten und besteht in einem trägen, schwerfälligen Schritte, wobei es mit den Zehen auftritt und

den Kopf zu Boden senkt. Doch vermag es auch, wenn es gereizt wird, ziemlich rasch zu laufen. Gewöhnlich wühlt es beim Gehen mit dem Horne den Boden auf, indem es lange Furchen in denselben zieht und Steine und Erde dabei zur Seite wirft. Mit grösster Leichtigkeit bahnt es sich selbst durch das dichteste Gehölz einen Weg und durchbricht mit gewaltiger Kraft das Dickicht des Waldes, so dass Zweige und dünnere Stämme seinem Andringen weichen müssen und krachend unter seinen Tritten zusammenbrechen. So wie die Schweine, wälzt sich auch das Nashorn sehr gerne im Schlamm und bringt oft stundenlang die Zeit in Sümpfen zu. Theils sucht es darin Kühlung, theils treibt es der Instinct dazu, die unbehaarte Haut durch eine Schichte Schlamm zu decken, um die empfindlicheren Stellen zwischen den grossen Falten des Hautpanzers gegen Insectenstiche zu schützen, und überhaupt die trockene Haut durch fortwährende Befeuchtung geschmeidig zu erhalten. Aber nicht blos in Sümpfen, sondern auch in Flüssen sucht das Nashorn Kühlung und besucht dieselben häufig, um sich darin zu baden. Es schwimmt mit Kraft und Leichtigkeit, doch keineswegs mit grosser Ausdauer. Seine Stimme ist nicht sehr laut und besteht in einer Art von Grunzen, ähnlich dem des Schweines, und nur im Zorne stösst es ein heftiges gellendes Geschrei aus, das man weithin vernimmt und welches eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Plärren der kalbenden Kuh hat. Unter den Sinnen sind ausser dem Geschmacke, Geruch und Gehör beim Nashorne am meisten ausgebildet, dagegen ist der Gesichtssinn bei ihm nur schwach entwickelt. Seine Intelligenz ist, wie beim Schweine, nur sehr geringe, denn so wie dieses, ist es theilnahmslos, dumm und stumpfsinnig. Doch ist es keineswegs ohne alle Aufmerksamkeit, wenn es auch scheinbar sorglos einherschreitet, denn es achtet auf jedes Geräusch und wittert schon von Ferne jede ihm drohende Gefahr. Im Allgemeinen ist es friedlich und harmlos, und verträgt sich mit allen anderen Thieren, die gleichen Aufenthalt mit ihm theilen. Auch mit dem Elephanten lebt es in Eintracht, und blos wenn es von ihm beleidigt und dadurch erzürnt wird, geräth es mit ihm in Streit. Dieser Kampf endet gewöhnlich mit dem Tode des Elephanten, indem ihm das Nashorn sein spitzes Horn in den Leib rennt und ihm mit demselben den Bauch aufreisst. Auch kein anderes Thier und selbst der Tiger nicht, kann dem alten Nashorne etwas anhaben, da es durch seine harte panzerartige Haut hinreichend vor Verletzungen

geschützt ist; doch ist es nur Erdichtung, dass sich diese beiden Thiere freundlich sind und mit einander gemeinschaftlich umherziehen. Treffen sie zufällig zusammen, so blicken sie sich, jedes seiner Kraft bewusst, starr, doch nicht ohne Misstrauen gegenseitig an und eines zieht an dem anderen ruhig vorüber, ohne irgend einen Angriff zu wagen, wobei das Nashorn durch Grunzen seinen Grimm zu erkennen gibt, während der Tiger schnaubend die Zähne ihm entgegen fletscht. Nur das junge Nashorn wird dem Tiger zuweilen zur Beute, indem er es von rückwärts überfällt und ihm die Hinterkeulen zerfleischt. Für den Menschen kann das Nashorn aber sehr gefährlich werden, obgleich es ihn in der Regel nicht eher angreift, als wenn es sich durch ihn gereizt fühlt oder sein Junges in Gefahr sieht. Doch in manchen Gegenden und zu gewissen Zeiten fällt es auch den Menschen an, und namentlich sind es einzeln wohnende Thiere, die bestimmte Bezirke in Besitz genommen haben, welche jeden Reisenden, der ihr Gebiet durchzieht, anfallen, wenn er zufällig in ihre Nähe kommt oder von ihnen gewittert wird. In solchen Gegenden musste oft die Bevölkerung eines ganzen Districtes aufgeboten werden, um jene gefährlichen Thiere zu erlegen und die Gegend für Reisende wieder sicherer zu machen. Fühlt sich das Nashorn aufgeregt, beleidigt oder gar gefährdet, so erwacht plötzlich seine Wuth als Folge des niedrigsten Instinctes und sein mächtiges Horn wird dann zu einer furchtbaren Waffe gegen seinen Feind. Schnaubend wirft es den Kopf wild umher und stürzt ohne einen Angriff abzuwarten, grimmig mit gesenktem Kopfe auf seinen Gegner los, schlitzt ihm mit dem spitzen Horne den Bauch auf, spießt ihn und schleudert ihn hoch in die Luft, dass er todt zu Boden fällt. Hat es seinen Feind getödtet, so fühlt es sich besänftiget und zieht sich ruhig in das Dickicht des Waldes zurück, ohne die Leiche weiter zu beachten. Es ist äusserst schwierig, sich durch die Flucht zu retten, selbst wenn man durch eine grössere Entfernung von dem grimmigen Thier getrennt ist und einen bedeutenderen Vorsprung vor ihm hat. In diesem Falle gelingt es zwar bisweilen ihm auszuweichen, aber nur dann, wenn es die Spur verliert; doch verfolgt das Nashorn noch auf eine weite Strecke den Weg, den sein Beleidiger genommen und kühlt nur allmählich seine Wuth, indem es mit dem Horne den Boden durchfurcht. Am meisten ist das Weibchen zu fürchten, wenn es sein Junges mit sich führt. Liegt es auch ruhig im Sumpfe

und sieht es sich plötzlich überrascht, so erhebt es sich, wie es seinen Feind erblickt, führt das Junge langsam in den Wald und stösst es mit der Schnauze vorwärts. So lange dasselbe noch nicht in Sicherheit gebracht, lässt es sogar seinen Feind dicht an sich herankommen, ohne ihm irgend etwas zu Leide zu thun. Dann aber wendet es sich gegen denselben unter heftigem Grunzen um und verfolgt ihn, selbst wenn ihn ein flüchtiger Renner trägt. Mit unglaublicher Raschheit stürzt es hinter dem Fliehenden nach, bricht Bäume und Gesträuche, oder was sonst ihm in den Weg kommt unter fortwährendem Grunzen krachend zusammen und ruht nicht früher als bis es ihn erreicht. Durch seine Entschlossenheit und Rachsucht bringt es selbst seine gewandtesten und stärksten Gegner in Gefahr. So gefährlich die Jagd auf das Nashorn ist, so wird sie doch häufig von den Eingeborenen getrieben, theils wegen des nicht unansehnlichen Gewinnes den sie hieraus erzielen, theils aber auch und zwar noch mehr zur Lust. Es ist keineswegs für den Jäger leicht, sich dem Nashorne unbemerkt zu nähern und es gleichsam zu erschleichen, und nur wenn ihm der Wind entgegen weht, ist es möglich sich demselben während des Schlafes so weit zu nähern, um ihm einen Schuss in der Nähe des Ohres beizubringen, fast der einzigen Stelle an der es tödtlich zu verwunden ist. Zieht der Wind aber in entgegengesetzter Richtung, so wittert das Nashorn seinen Gegner schon aus weiter Ferne und ist zur Erwidern jedes Angriffes bereit. Bisweilen weicht es zwar der Gefahr aus und zieht sich langsam in die für den Menschen undurchdringlichen Jungles zurück, jene weiten, mit Schilf, baumartigen Gräsern und dichtem Gebüsch bewachsenen Ebenen, welche das Unterholz der indischen Rohrwälder bilden. Häufig nimmt es aber den Kampf auf und stellt sich seinem Verfolger entgegen. Nur ein sehr erfahrener und gewandter Jäger darf es wagen sich einem Kampfe mit diesem Thiere auszusetzen, denn die ihm sonst eigene Stumpsinnigkeit und Trägheit verwandelt sich, wenn es angegriffen wird oder sich wohl gar verwundet fühlt, plötzlich in eine nicht geahnte Sinnesschärfe und Behendigkeit, so dass es eine seltene Kaltblütigkeit erfordert, den verfehlten Schuss noch rechtzeitig und mit Erfolg zu wiederholen. Die Eingeborenen, welche es mit ihren grossen Flinten oder Dschingal's schiessen, die Eisenkugeln von 6 Loth im Gewichte fassen, haben es hierin jedoch zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht; denn sie treffen mit solcher

Sicherheit, dass meist nur zwei Schüsse erforderlich sind, den Koloss zu Boden hinzustrecken. Sie zielen ihm meistens nach den Augen oder Ohren, seltener auf die Brust, oder einen anderen leichter verwundbaren Theil des Leibes, nämlich in die tiefen Falten, in welche die Haut bei den Hauptgelenken des Körpers gelegt ist. Denn so dick und fest die Haut auch ist, welche die eigentliche panzerartige Decke bildet, und theils hierdurch, theils aber auch durch die Geschmeidigkeit die sie besitzt, nicht nur dem Säbelhiebe widersteht, sondern auch das Eindringen gewöhnlicher Musketenkugeln nicht leicht gestattet, eben so weich, glatt und dünn ist sie in den Falten. Lebend kann das Nashorn im erwachsenen Zustande nur sehr schwer und blos in Fallgruben gefangen werden. Desto leichter ist es aber in der Jugend zu erhalten, so lange es noch von der Mutter geführt wird, da es vollkommen hilf- und wehrlos ist, wenn die Mutter von ihm weggeschossen wird. Ausser der persönlichen Gefahr, welcher der Mensch von Seite des Nashorns ausgesetzt ist, verursacht es ihm aber auch noch anderen Schaden, indem es, wenn es in bebauten Gegenden in seine Reisspflanzungen einfällt, die Felder verwüestet und nicht blos den Reiss aus den Rispen frisst, sondern auch eine oft sehr ansehnliche Menge von Pflanzen unter seinen Tritten vernichtet.

Die Paarung fällt in die Monate November und December und nach 17—18monatlicher Tragzeit erfolgt der Wurf im April oder Mai des zweiten Jahres. Das Weibchen bringt mitten im Dickicht des Waldes nur ein einziges Junges zur Welt, das mit offenen Augen geboren wird und schon von der Grösse eines stattlichen Hundes ist. Es trägt bereits den Keim des künftigen Hornes und seine röthlich gefärbte Haut ist durchaus ohne Falten. Die Mutter säugt es fast durch zwei volle Jahre, führt es überall mit sich herum, schützt und bewacht es, und vertheidiget es mit Muth und wildem Grimme gegen jeden Feind und Angriff. In den ersten Monaten ist die Haut von ziemlich dunkel röthlicher Farbe, doch erhält sie schon nach einem Monate die erste dunkle Schattirung auf dem helleren Grunde, welche nach und nach in die Farbe des alten Thieres übergeht. Der Wachsathum schreitet im ersten Jahre und insbesondere in den ersten Monaten mit grosser Raschheit vor; denn das neugeborene Thier, welches am dritten Tage schon 2 Fuss Höhe, 3 Fuss $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge und 4 Fuss $1\frac{1}{4}$ Zoll Umfang hat, nimmt in der kurzen Zeit von einem Monate um 3 Zoll in der Höhe, $5\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und

3½ Zoll an Umfang zu. Nach 13 Monaten hat es bereits eine Höhe von 4 Fuss, eine Länge von 5 Fuss 10 Zoll und einen Umfang von 6 Fuss 9 Zoll erreicht und nach 18 Monaten eine Höhe von 4 Fuss 4 Zoll, eine Länge von 7 Fuss 4½ Zoll und einen Umfang von 9 Fuss 5 Zoll. Im vierzehnten Monate sind die Hautfalten durchaus noch nicht vorhanden, entwickeln sich aber von jener Zeit an mit solcher Raschheit, dass sie binnen fünf Monaten völlig ausgebildet erscheinen, daher das 1½jährige Thier schon beinahe ganz der Mutter gleicht. Auch das Horn, welches beim neugeborenen Thiere nur als Rudiment im Keime vorhanden ist, und welches gleichzeitig mit den Hautfalten des Leibes sich entwickelt, treibt binnen dieser fünf Monate bis zu einer Höhe von 2 Zoll. Der Wachsthum in die Höhe nimmt beim Thiere in der Folge bei Weitem nicht so rasch mehr zu, als in der ersten Zeit des Lebens und auch das Horn wächst nur sehr langsam fort. Das zweijährige Nashorn hat ungefähr die Grösse einer jungen Kuh und das Horn ist auch im dritten Jahre noch keineswegs sehr hoch. Das achtjährige, welches lange noch nicht ausgewachsen ist, misst in seinem Vaterlande, wo der Wachsthum weit schneller als bei Thieren in Europa vor sich geht, 9 Fuss 3 Zoll in der Länge, 4 Fuss 10 Zoll in der Höhe und bietet einen Umfang von 10 Fuss 5 Zoll dar, während das Horn erst im eilften Jahre die Höhe von 1 Fuss erreicht. Bei Thieren, welche in Europa in der Gefangenschaft gehalten werden, bleibt der Wachsthum auch zurück, denn selbst das 25jährige hat nur 9 Fuss in der Länge, 4½ Fuss in der Höhe und einen Umfang von 11½ Fuss. Auch das Horn gelangt durch das fortwährende Abreiben selten zu einer bedeutenderen Höhe, obgleich es immer nachwächst. Bisweilen wird es so abgeschliffen, dass es stark nach rückwärts gekrümmt erscheint und mit der Spitze vollkommen gegen die Stirne zu gerichtet ist, ja selbst dass nur ein stumpfer Stummel von 1 Zoll Höhe übrig bleibt.

Die Gefangenschaft hält das indische Nashorn in seinem Vaterlande und selbst in Europa, bei gehöriger sorglicher Pflege, sehr leicht und dauernd aus und man kennt Beispiele, wo es 23—24 Jahre in Europa ausgehalten hat und sicher auch noch weit länger am Leben geblieben wäre, wenn nicht Zufälligkeiten oder Versehen in der Pflege den Tod gewaltsam herbeigeführt hätten. Es erträgt einen ziemlich niederen Grad der Temperatur, doch erliegt es der Einwirkung allzu-grosser Kälte, wie auch übermässig warme Haltung ihm keineswegs

zuträglich erscheint. Man füttert es in seiner Jugend mit einem Gemische von Reis und Zucker und reicht ihm nebstbei Gras und Heu. Bei einem 2jährigen Thiere sind 7 Pfund Reiss mit 3 Pfund Zucker gemengt hinreichend für einen Tag, wenn sie in drei Mahlzeiten geboten werden, und wochentlich ein Bund Heu. Gras muss man ihm aber öfter reichen, da es dasselbe lieber als das trockene Futter zu sich nimmt. Wasser benöthiget es in grosser Menge, da es sehr viel von demselben trinkt. Im dritten Jahre, wo es schon täglich mehr als drei Arbeitspferde frisst, kann man es mit Heu, Gras, Hafer und Kartoffeln füttern, wie auch mit Möhren und Weizenkleien, mit denen man das Heu bestreut. Überhaupt ist seine Erhaltung nicht ganz so kostspielig als die des Elephanten, obwohl es mit 10 Jahren schon täglich 60 Pfund an Heu und 20 Pfund an Brot bedarf. Vollkommen erwachsene Thiere benöthigen dagegen täglich 1½ Centner Heu. Die Excremente gleichen jenen des Pferdes, doch bilden sie weit grössere und auch trockenere Knollen. Merkwürdig ist die Art des Harnens, welches so wie bei den katzenartigen Thieren nach rückwärts vor sich geht. Jung aufgezogen wird das indische Nashorn leicht und sehr bald zahm. Es geberdet sich gutmüthig, sanft und ruhig, lässt sich von Jedermann berühren ohne den geringsten Unwillen zu zeigen und kommt sogar, wenn man ihm Futter reicht, auf jeden Fremden zu, um ihm dasselbe aus der Hand zu fressen. Sehr gerne leckt es den sich ihm nähernden Personen an den Händen und schlingt die zugespitzte Oberlippe um den Finger, den es eben so festhält, als einen Stock den man ihm reicht. Um es gehörig zu zähmen und in Gehorsam zu erhalten, ist aber eine verständige Behandlung des Thieres unerlässlich, und auch in späterem Alter ist es durchaus nicht so unbändig als man es geschildert. So lange es noch jung ist, lässt es sich nicht leicht erzürnen und nur Hunger und Misshandlung oder Schläge erwecken diese Leidenschaft. Theils gibt es dieselbe durch ungestümes Hin- und Herlaufen zu erkennen, theils durch Aufbäumen, ungewöhnlich hohe Sprünge und wildes schnelles Anrennen mit dem Horne an die Wände, vorzüglich zur Zeit des Morgens, wodurch es an die Fütterung mahnt. Dieselben Bewegungen bewirken auch Misshandlungen; doch lässt es sich sehr bald besänftigen, wenn man ihm Futter reicht und zwar weit leichter als die meisten anderen Thiere. Ein zahmes indisches Nashorn lässt sich eben so wie der Elephant von einem Kornak reiten, einen Trag-

kasten auf den Rücken setzen und vor den Wagen spannen; und es würde, wenn auch nicht mit so grossem Vortheile wie der Elephant, selbst zum Lasttragen tauglich sein, obgleich sein Gang bei Weitem nicht so rasch ist, da man ihm so wie diesem ein bedeutendes Gewicht aufladen kann. Bei der geringen Intelligenz die es besitzt, ist es erklärlich, dass es gegen seinen Wärter, den es zwar kennt, keine besondere Zuneigung oder wohl gar Erkenntlichkeit zeigt. Die rohe Gleichgültigkeit, welche ihm so wie dem Schweine eigen ist, bleibt ihm immer, und selbst bei der grössten Sorgfalt, die man auf seine Zählung verwendet. Im Allgemeinen ist es schläfrig und öffnet selten ganz das Auge, doch ist es aufmerksam und horcht auf jedes Geräusch, es mag nun schlafen, fressen oder sonst beschäftigt sein, indem es plötzlich den Kopf emporhebt, so wie es dasselbe vernimmt und mit seinen Handlungen so lange inne hält, bis es wieder vorüber ist. Auch mit mehreren seines Gleichen lebt das indische Nashorn im Zustande der Gefangenschaft sehr verträglich und eben so mit anderen Thieren. Nur gegen Pferde zeigt es bisweilen Abneigung. Bei zunehmendem Alter wird es aber bösartig und mürrisch und muss mit Vorsicht behandelt werden. Fremde Personen dürfen es dann nicht wagen, denselben Raum zu betreten, in dem das Thier gehalten wird; denn plötzlich erwacht oft sein Grimm und der Unvorsichtige würde seine Kühnheit dann mit dem Tode büssen müssen. Bei der ungeheueren Kraft und Stärke, welche das alte Thier besitzt, ist es im Stande durch einige Stösse mit seinem Horne selbst dicke Pfosten zu zerschellen. Es ist daher nöthig, den Stall, in welchem man es hält, so einzurichten, dass er seiner Stärke kräftigen Widerstand bieten kann. In seinem Vaterlande pflanzt sich das indische Nashorn auch im Zustande der Gefangenschaft fort. Über das Alter, welches es erreicht, fehlen bis jetzt noch sichere Aufschlüsse. Die Eingeborenen behaupten zwar, dass es 100 Jahre erreichen könne und darüber, doch beruht diese Angabe nur auf Aussagen und entbehrt der thatsächlichen Erfahrung. Jedenfalls darf man aber nach der Langsamkeit des Wachstums und der langen Dauer der Tragzeit mit Bestimmtheit annehmen, dass das indische Nashorn, wenn auch nicht ganz so alt wie der Elephant, doch sicher weit älter als das Pferd werde; denn ein schon erwachsen eingefangenes Thier, das zu Katmandoo in Indien gehalten wurde, zeigte nach 35jähriger Gefangenschaft durchaus noch keine Abnahme oder irgend ein

wahrnehmbares Zeichen des Alters. — Den alten Israëlitern war das indische Nashorn keineswegs bekannt; denn das Re'em der Bibel oder der Monoceros der Septuaginta, dessen schon in den Büchern von Moses und Hiob gedacht wird und der von vielen Naturforschern irrigerweise auf das Nashorn bezogen wurde, ist unzweifelbar eine Antilope. Dagegen hatten die alten Griechen von diesem Thiere, dem sie den Namen Rhinoceros gaben, bereits eine ziemlich vollständige Kenntniss. Zur Zeit der Ptolomäer wurden zwar dem ägyptischen Volke öfter Nashörner zur Schau gestellt und insbesondere zeigte Ptolomäus Philadelphus bei dem berühmten Feste, welches er dem Volke gab, unter den Thieren, welche in dem prunkvollen Zuge erschienen, auch ein Nashorn; doch gehörten diese keineswegs der indischen Art an, sondern der afrikanischen zweihörnigen, die eine nahe verwandte Gattung bildet und die sie aus Äthiopien bezogen. Das erste Nashorn, welches die Römer zu sehen bekamen und welches der indischen einhörigen Art angehörte, wurde von Pompejus dem Grossen 61 Jahre vor Christus nach Rom gebracht und dem Volke bei einem Thierkampfe vorgeführt. Später zeigte auch August bei seinem Triumphzuge wegen des Sieges über Cleopatra den Römern dieses höchst merkwürdige Thier und führte es ihnen auch in seinen Kampfspielen vor. Seit jener Zeit wurden mehrmals Nashörner nach Rom und Griechenland gebracht. Der berühmte griechische Geograph Strabo beschreibt das indische, Pausanias und Martial das äthiopische, das auch auf den Münzen von Domitian erscheint, so wie auf dem berühmten Mosaikboden des Tempels der Fortuna zu Praeneste den Dictator Sulla anfertigen liess. Bei den Kampfspielen, welche die römischen Kaiser Domitian, Trajan, Antoninus Pius, Gordian, Elagabalus und Heraclius dem Volke gaben, erschienen mehrmals auch Nashörner unter den für diese Schauspiele auserwählten Thieren, und Commodus und Caracalla gefielen sich sogar mit diesen Kolossen selbst zu kämpfen und mehrere von ihnen zu erlegen. Wahrscheinlich waren diese aber grösstentheils nur die afrikanische Art. Es trat nun ein langer Stillstand ein, bis wieder ein Nashorn nach Europa kam, denn vom 13. bis zum 16. Jahrhunderte wurde keines mehr lebend dahin gebracht. Alle Nashörner, welche das christliche Europa lebend zu sehen bekam, waren mit Ausnahme eines einzigen, indischen Ursprunges und wie gering die Zahl derselben war, beweiset, dass seit 1513 bis 1845 mithin

während eines Zeitraumes von 332 Jahren nur zehn Nashörner lebend in diesen Welttheil kamen. Das erste darunter war jenes, welches König Emanuel I. von Portugal 1513 aus Ost-Indien erhielt und das auch wohlbehalten in Lissabon ankam. Dieses Thier wurde bald in ganz Europa bekannt und erregte allenthalben grosses Aufsehen, da Albrecht Dürer, nach einer ihm eingesandten Zeichnung, von demselben 1515 eine besondere Abbildung im Holzschnitte verfertigte, die von allen alten Schriftstellern wieder im Holzschnitte copirt wurde. Diese Abbildung ist in den allgemeinen Umrissen zwar richtig, aber durch mancherlei sonderbare Verzierungen und insbesondere durch ein zweites kleines Horn, welches er demselben auf den Nacken zeichnete, wesentlich verunstaltet. Jenes Nashorn, welches König Emanuel dem Pabste Leo X. zum Geschenke bestimmte, ging während der Seefahrt, wo das Schiff an der genuesischen Küste scheiterte, zu Grunde. Das zweite Nashorn, welches lebend nach Europa kam, wurde 1685 nach England gebracht, wo es jedoch nur kurze Zeit am Leben blieb. Das dritte wurde 1739 von Cole, dem Vorsteher der Factorie zu Patna in Bengalen, nach London gesandt und später durch beinahe ganz Europa geführt. Es war ein zweijähriges Männchen, das von Dr. Parsons wissenschaftlich beschrieben und abgebildet worden ist. Ein viertes ungefähr dreijähriges weibliches Thier kam 1741 nach London und wurde in den darauffolgenden Jahren von dem holländischen Capitän Douvemont van der Meer zuerst durch Holland und hierauf durch Deutschland, Frankreich und überhaupt durch einen grossen Theil von Europa herumgeführt und öffentlich zur Schau gestellt. Allenthalben hatte dieses Thier grosses Aufsehen erregt und gab Veranlassung zu vielen Schriften und Abbildungen, welche in verschiedenen Städten veröffentlicht und zum Theile auch weit verbreitet wurden. Es ist dasselbe, dessen Gellert in seinen Fabeln erwähnt und das 1746 zu Frankfurt an der Oder gezeigt wurde. In demselben Jahre wurde es nach Wien gebracht und blieb bis zu Anfang des Jahres 1747 daselbst zur Schau gestellt. Hierauf wurde es noch während des Jahres 1747 in Leipzig, Regensburg und Nürnberg gezeigt, wo es noch 1748 zur Schau gestellt war und im Mai und Juni 1748 zu Augsburg. In Nürnberg wurden auf dieses merkwürdige Thier 1748 zwei verschiedene Medaillen geprägt. 1749 kam es nach Paris, wo es von Daubenton umständlich beschrieben und von Oudry in Lebens-

grösse gemalt wurde. In den Jahren 1750 und 1751 wurde es neuerdings in Wien gezeigt und 1752 zum zweiten Male in London. Edwards und Albin haben eine Abbildung dieses Exemplares geliefert und letztere erschien als Copie auf einem besonderen Blatte im Landkarten-Formate 1747 zu Nürnberg. Das fünfte Exemplar des indischen Nashorns, das lebend nach Europa kam, war ein Männchen und wurde im September 1770, als ungefähr 2—3jähriges Thier in die königliche Menagerie zu Versailles gebracht, wo es im Juli 1793 zufällig in einem Bassin ertrank. Es ist dasselbe, dessen schon Buffon erwähnt, welches von Cuvier genau beschrieben und abgebildet wurde, und durch welches man die ersten wissenschaftlichen Aufschlüsse über den inneren Bau und das Skelet erlangte. Das sechste Nashorn, welches für die Menagerie zu Schönbrunn bestimmt war und für welches 1000 Pfund Sterling geboten wurden, war ein dreijähriges Männchen, das gegen Ende des Jahres 1799 nach London kam und schon zu Anfang des Jahres 1800 daselbst zu Grunde ging, wo es von Leigh anatomisch untersucht und beschrieben wurde. Ein siebentes war ein sehr junges, 14 Monate altes Männchen, das im Jahre 1801 nach Holland gebracht wurde, aber schon in sehr kurzer Zeit während der Reise nach Hamburg starb. Es ist diess das einzige unter den in neuerer Zeit lebend nach Europa gelangten Nashörnern, welche nicht der indischen, sondern der javanischen Art angehörte. Seine Haut ist ausgestopft im kaiserlich zoologischen Museum zu Wien aufbewahrt. Das achte Exemplar, ein junges, ungefähr zweijähriges Männchen, kam 1815 nach London, wo es von Landseer abgebildet wurde. Es war für die königliche Menagerie zu Stuttgart bestimmt ohne jedoch in dieselbe zu gelangen, da der plötzlich eingetretene Tod des Königs die Auflösung dieser herrlichen und allgemein berühmten Menagerie zur Folge hatte. Das Thier blieb sonach im Besitze seines früheren Eigenthümers Tourniaire, der es allenthalben in Europa herumführte und öffentlich zur Schau stellte. 1815 wurde es in Paris gezeigt und von Friedrich Cuvier eine Abbildung hiervon veröffentlicht. 1816 kam es nach Deutschland, wo Wolf in Nürnberg eine Abbildung davon verfertigte und 1818 nach Wien. Nachdem es die Runde durch alle deutschen Städte gemacht, wurde es 1833 wieder in Paris gezeigt. 1834 in Berlin und München, 1835 in Dresden, 1836 ein zweites Mal in Wien, 1838 in Moskau und Petersburg, und 1839 in Königsberg, wo es auch während des

strengen Winters, nachdem es 24 Jahre in Europa in der Gefangenschaft gelebt, zu Grunde ging. Die Haut dieses herrlichen kolossalen Exemplares wird ausgestopft im königlichen Museum zu Königsberg aufbewahrt. Das neunte Nashorn, welches in neuerer Zeit nach Europa kam, war ein vierjähriges Männchen, das 1834 nach London gebracht wurde und für den zoologischen Garten daselbst bestimmt war, wo es bis zum November 1849 lebte. Das zehnte und letzte Exemplar endlich, welches zur neuesten Zeit lebend in unseren Welttheil gelangte, erhielt der Menagerie-Besitzer Schreyer 1840 zu London. Es war ein herrliches, schon ziemlich altes weibliches Thier, das aber nur wenige Jahre lebte, und nachdem es in einem ziemlich grossen Theile von Deutschland zur Schau gestellt war, im April 1843 zu Stettin zu Grunde ging. Haut und Skelet desselben kamen in das kaiserliche zoologische Museum nach Wien. In neuester Zeit wurden aber fünf junge Nashörner beinahe gleichzeitig aus Ost-Indien nach Europa gebracht, wovon eines, ein 2½-jähriges Weibchen, im Jahre 1856 für die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn angekauft wurde.

Schon seit den ältesten Zeiten hat man sich von den Eigenschaften des indischen Nashornes mancherlei fabelhafte Vorstellungen gemacht. So reicht die Sage von der angeborenen Feindschaft, welche es gegen den Elephanten haben soll, bis zu den alten Griechen zurück und wurde von den römischen Schriftstellern angefangen bis auf die neueste Zeit vielfach wiederholt. Allerdings ist es wahr, dass bei den grausamen Kampfspielen, welche die Römer in ihren Cirkeln gaben, der Elefant gewöhnlich der unterliegende Theil war, wenn diese beiden Kolosse hintereinander her gehetzt wurden und dass auch bei dem Kampfe, welchen König Emanuel I. von Portugal zwischen einem Elephanten und dem im Jahre 1513 nach Europa gebrachten Nashorne zu Lissabon veranstaltete, das Nashorn als Sieger den Kampfplatz verliess. Doch sind diess Thatfachen, welche die alte Fabel von dem angeblichen Hasse dieser beiden Thiere nur scheinbar zu bekräftigen vermögen, da ein solcher gegenseitiger Hass in der Wirklichkeit durchaus nicht vorhanden ist, wie man sich in Menagerien schon mehrmals zu überzeugen Gelegenheit hatte, wo beide Thiere dicht neben einander gehalten wurden, ohne sich jemals feindlich gegen einander zu beweisen. Eine andere Fabel, welche sich schon die Alten von dem Nashorne erzählten, war die Behauptung, dass es seinen Feind durch

Belecken mit der Zunge tödte. Sie lebten in dem Wahne, dass die Zunge des Nashornes mit scharfen hornigen Dornen besetzt sei und dass es mit derselben dem Menschen, den es zu Boden geworfen, durch fortwährendes Belecken das Fleisch gleichwie mit einer Raspel allmählig und bis auf die Knochen abzuschälen vermöge. Nicht minder fabelhaft ist die Vorstellung, die sie sich von der Beweglichkeit seines doch fest aufsitzenden Hornes machten, indem sie an dem Glauben hielten, dass das Thier durch Rütteln desselben ein heftiges Geräusch bewirken könne. Aber auch noch andere Fabeln waren es, die man von dem Nashorne in alter Zeit erzählte. Man glaubte, es schärfe bevor es seinen Feind angreift, vorerst sein Horn durch Wetzen an einem Steine und ziele damit gerade nach dem Bauche, um ihn aufzuschlitzen, oder werfe seinen Verfolger durch einen Stoss mit der Beuge seines Vorderfusses zu Boden und schlage dann mit der Zunge auf ihn los. Dem Horne, das schon seit den ältesten Zeiten in hohem Werthe stand, schreibt man selbst noch heut zu Tage in vielen Ländern mancherlei abergläubische Wirkungen zu. Schon im grauen Alterthume wurde es zu Bechern verarbeitet, die reich mit edlen Metallen verziert, zu hohen Preisen verkauft wurden. Man hielt sie für untrügliche Verräther vergifteter Getränke und diess war auch die Ursache, wesshalb sie vorzüglich in früheren Zeiten, wo Vergiftungen unter den Grossen im Orient ganz gewöhnlich waren, so sehr gesucht waren und so theuer bezahlt wurden. Enthielt der Trank Gift, so sollte er nach der Meinung jener abergläubigen Leute, in den Becher eingegossen, entweder aufbrausen und überströmen, oder mindestens äusserlich durch die Wandungen desselben durchschwitzen. Selbst dem reinen Wasser, das man daraus trinkt, schreibt man, wie in früheren Zeiten, so auch noch heut zu Tage in manchen Ländern besondere Heilkräfte zu, insbesondere wenn es mit einem spitzen und kantigen Eisen so lange umgerührt wird, bis die hierdurch abgeriebenen Horntheile die Flüssigkeit trüben. Auch die Hufe, die Zähne und das Blut betrachtete man einst für ein wirksames Gegengift. Nutzen gewährt das indische Nashorn dem Menschen nur sehr wenig, denn ausser dem Horne, das zu allerlei Kunstwerken, vorzüglich aber zu Schüsseln, Schalen und Bechern verarbeitet wird, benützt man von ihm nur noch die Haut, das Fleisch und das Fett. Aus der festen starken Haut, welche die Dicke eines Brettes hat, verfertigt man in seiner Heimat Panzer und Schilder, die einer

gewöhnlichen Flintenkugel hinreichenden Widerstand darbieten oder verarbeitet sie zu Stöcken und Peitschen. Sein zähes, grobes, schwammiges Fleisch, welches auch schwach nach Bisam riecht, wird nur hie und da, und überhaupt nur selten gegessen. Am wohl-schmeekendsten soll noch das fette Fleisch der Sohlen sein. Das Fett gilt bei den Eingeborenen in Ostindien für ein wichtiges Heilmittel in mancherlei Krankheiten. Der Name, welchen das indische Nashorn in Dekan führt, ist *Landuga*, während es in Malabar unter der Benennung *Kand-a-mürrugam* bekannt ist. Es scheint, dass in Ostindien noch eine zweite Art des Nashornes vorkomme, welche jedoch eine eigene Gattung bilden dürfte. Man fand nämlich auf einer Insel an der Mündung des Ganges ein Weibchen sammt dem Jungen, eines sonst ganz dem indischen Nashorne ähnlichen Thieres, welchem jedoch das Horn auf der Nase gänzlich fehlte.

2. Gattung. Flusspferd (*Hippopotamus*).

Die Vorderfüsse sowohl als die Hinterfüsse sind vierzehig. Die Haut ist heinahe völlig nackt. Die Schnauze ist sehr breit und stumpf, und in keinen rüsselartigen Fortsatz verlängert. Die Ohren sind klein, schmal und spitz. Der Schwanz ist kurz und endiget in eine Art von Quaste. Vorder-, Eck- und Backenzähne sind in beiden Kiefern vorhanden. Die Backenzähne sind schmelzfaltig. Die Schnauze ist ungehört.

Das gemeine Fluss- oder Nilpferd (*Hippopotamus amphibius*).

Fig. 160.

Das gemeine Fluss- oder Nilpferd ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt und nach dem Elephanten das grösste unter allen Landthieren, da es selbst das Nashorn noch an Grösse übertrifft. Zugleich ist es aber auch das plumpste und schwerfälligste Geschöpf in der ganzen Reihe der Hufthiere und steht in dieser Beziehung weit hinter dem Elephanten. In Ansehung seiner körperlichen Formen kommt es zwar im Allgemeinen mit diesem und dem Nashorne überein, und namentlich zeigt es grosse Verwandtschaft mit den Arten der glatthäutigen zweihörnigen Nashorn-Gattung. Dagegen entfernt es sich wieder von beiden, durch den gänzlichen Mangel eines Rüssels, wie eines Hornes auf der Schnauze. Im Ganzen hat seine Körperform eine entfernte Ähnlichkeit mit einem unförmlichen Mastehweine von riesiger Grösse oder einem übermässig fetten Rinde ohne Hörnern

und mit abgestutzten Ohren; doch weicht es in Ansehung seiner Kopfbildung so bedeutend von allen übrigen Thieren ab, dass es nicht leicht mit irgend einem verglichen werden kann. Sein grosser, langer breiter Kopf ist fast von viereckiger Gestalt und zeichnet sich durch die lange, hohe und überaus breite aufgeschwollene Schnauze aus, welche oben abgeflacht, hinter den Mundwinkeln beträchtlich eingezogen und vorne gleichsam abgestutzt erscheint. Die kleinen, sehr kurzen Ohren, welche nur wenig länger sind als ihre Breite beträgt, sind schwach zugespitzt, an der Spitze abgerundet und fast wie abgeschnitten. An ihrer Aussenseite sind sie nackt, und blos am Rande und auf der Innenseite spärlich mit kurzen feinen Haaren besetzt. Die sehr kleinen, hoch am Kopfe gestellten Augen, welche im hintersten Drittel des Kopfes vor den Ohren und nur wenig unterhalb derselben liegen, werden von den fleischigen Augenlidern überragt und erscheinen dadurch tiefliegend. Die ziemlich grossen und weiten, langgeschlitzten Nasenlöcher liegen auf der Oberseite der Schnauze, doch in einiger Entfernung von dem Schnauzenende. Die ungeheuer grosse, dicke Oberlippe, welche die weite, tiefe Mundspalte umsäumt, ist vorne abschüssig, an den Seiten überhängend, und ragt einen Zoll weit über die Unterlippe hervor. An ihrem vorderen Rande ist sie mit zwei kleinen fleischigen Lappen besetzt, welche sich, ziemlich weit auseinandergestellt, seitlich von den Vorderzähnen befinden und bei geschlossenem Munde in zwei Aushöhlungen am Rande des Unterkiefers eingreifen. Zu beiden Seiten der Oberlippe befinden sich mehrere kleine, ziemlich weit auseinander stehende kurze pinselartige Haarbüschel, welche meist aus 4—5, dicht beisammen stehenden Haaren gebildet sind, von denen die längsten jedoch nur $5\frac{1}{2}$ Linie erreichen und welche nach rückwärts aus einer grösseren Anzahl von Haaren zusammengesetzt sind, so dass ein solcher Büschel bisweilen aus 10—12 Haaren besteht. Ähnliche Haarbüschel finden sich auch hie und da an den Seiten des Kopfes. Die Unterlippe wird von einem lappenartigen Rande umgeben, welcher den Mund an beiden Seiten so schliesst, dass der von vorne betrachtet, ungeheuer gross erscheinende Rachen bei der Ansicht von der Seite verhältnissmässig klein zu sein scheint. Dieser Rand ist auf seiner inneren Fläche mit zahlreichen fleischigen Zacken von der Gestalt der Melonensamen besetzt und bildet zu beiden Seiten des Mundes eine bis zum unteren Eckzahne reichende, nach Willkür